

Unabhängig von der kulturellen Entwicklung innerhalb der Landesgrenzen haben verschiedene Ereignisse in den letzten 20 Jahren wiederholt bestätigt, daß die von mir erwähnten drei Länder: Deutschland, Frankreich, Italien, die Hauptquellen darstellen, wo das rumänische Volk in erster Linie seine geistige Nahrung findet und gleichzeitig der Boden, wo die rumänische schöpferische Kraft am günstigsten gedeihen kann.

Die angeführten Beispiele von engen kulturellen Beziehungen zu diesen Staaten wurden in den letzten zwei Jahrzehnten insofern erneut bestätigt, als in diesen Ländern, von den im Ausland wohnenden Rumänen solche Kulturstätten ins Leben gerufen wurden, die jegliche Leistungen anderer im Exil lebenden Volksgruppen übertreffen. Diese, aus eigener Kraft, ohne irgendeine offizielle Unterstützung und nur durch Opfergeist, Ausdauer und vereinigtem Willen der Rumänen aus der ganzen Welt geschaffene Einrichtungen, beweisen einerseits die unermüdliche Lebensfähigkeit und schöpferische Kraft dieses Volkes. Sie beweisen aber auch die unlösbare Zugehörigkeit zur abendländischen Kultur. Sie stellen gleichzeitig eine Garantie gegenüber der freien Welt dar, daß unabhängig von der kulturellen Politik des heutigen oder morgigen Regimes von Bukarest, das rumänische Volk bereit ist — im Sinne der Thesen des niedersächsischen Arbeitskreises für Ostfragen — bei dem Aufbau einer gerechten Ordnung in Ost-Mitteleuropa wirksam beizutragen.

19. Baasinhansener

Geopark

1966

Geschichte, Leistung und Tragödie des Deutschtums in Rumänien

Von Heinrich Zillich

In Rumänien lebten 1939 rund 800 000 Deutsche mit rumänischer Staatsangehörigkeit. Sie gliederten sich in sechs verschiedene Siedlungsgruppen, die weit voneinander lagen, recht unterschiedlichen Alters waren, und sich auch nach Stammeswesen, Geschichte, Kulturhöhe und Leistung keineswegs glichen.

Als Sowjetrußland sich 1940 durch ein am 27. Juni in Bukarest überreichtes kurzfristiges Ultimatum jäh in den Besitz Bessarabiens und der Bukowina setzte, nahm das Deutsche Reich die in diesen Provinzen heimischen Deutschen einschließlich der Dobrudschadeutschen, insgesamt 214 630 Personen, in seine Grenzen auf und bewahrte sie damit vor einem mit Sicherheit tragischen Schicksal. Die Umsiedlung erfolgte im Frühherbst 1940. Ihre rechtliche Grundlage war ein deutsch-sowjetischer Vertrag vom 5. September 1940.

Durch dieses Ereignis verschwanden drei deutsche Siedlungsgebiete, die zu Rumänien gehört hatten, das bessarabische, das bukowinische und das der Dobrudscha. Alle drei waren erst spät entstanden.

Als die Bukowina 1774 von der Türkei an Österreich kam, wanderten in das wenig besiedelte Waldland, das einmal ein Teil des rumänischen Fürstentums Moldau gewesen war, deutsche Kaufleute, Handwerker und Beamte, auch Bergwerksknappen, Glasbläser, Holzarbeiter und später Wald- und Feldbauern ein. Ihnen und der österreichischen Verwaltung gelang es, das Zusammenleben der in der Provinz ansässigen Rumänen, Ukrainer, Polen, Juden und Madjaren so friedlich und füreinander verständnisvoll zu gestalten, daß hier allein der große geschichtliche Sinn Altösterreichs restlos verwirklicht wurde: die Zusammenfassung aller Völker der Donausenke zu einer Daseins-Gemeinschaft, was übrigens noch weiter ausgreifend schon in der Idee des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation lag und in Wien bis 1918 fortlebte. Hier in der Bukowina, wo die deutsche Sprache bei allen nationalen Gruppen als Verkehrssprache verwendet wurde und wo, in Czernowitz, die südöstlichste deutsche Universität lehrte, die zugleich die Universität jedes Volkes der Provinz war, hatte sich erfüllt, was sonst in Altösterreich nur in Annäherungen gelang, denn — so sehr es heute üblich ist, jenen verschwundenen großen Staat als Heim der Völker zu loben — darf nicht vergessen werden,

daß in dessen ungarischem Teil die Madjaren, obwohl sie nicht einmal die Mehrheit der Bevölkerung ausmachten, die übrigen Völker mit mannigfachen Mitteln und viel Erfolg zu entvolken trachteten, daß in Galizien die Polen die Ukrainer unterdrückten, in Böhmen und Mähren Tschechen und Deutsche im Streit lagen und die Gegensätze zwischen Südslawen, Italienern und Deutschen in Dalmatien, Friaul, Slowenien, Bosnien und im Trento nie abrisßen.

Als Rumänien sich 1918 die Bukowina einverleibte, verlor die Provinz in kurzem ihre vorbildliche Bedeutung als Friedensland der Völker, freilich nicht so sehr innerhalb ihrer Bevölkerung, die wie in allen von Österreich-Ungarn an Rumänien gefallen Gebieten ein Gefühl der Überlegenheit gegenüber der von Bukarest gehandhabten bestechlichen Verwaltung und dem von dort ausgehenden blinden Nationalismus empfand, wohl aber weckte dieser Chauvinismus Gegensätze und Abwehrkräfte. Das Deutschtum der Bukowina hatte nicht mehr die Möglichkeit, erfolgreich ausgleichend wie früher zu wirken. Die deutsche Universität Czernowitz wurde sofort rumänisiert. Nur die deutsche Verkehrssprache blieb noch lange im Gebrauch.

Die beiden anderen durch Auswanderung nach Deutschland 1940 erloschenen deutschen Siedlungsgebiete sind gesellschaftlich einfacher aufgebaut gewesen. Nach 1813, veranlaßt vom Ansiedlungspatent des Zaren Alexander I, zogen in das damals zu Rußland gehörige Bessarabien deutsche Bauern teils aus dem Herzogtum Warschau, teils aus Preußen und Mecklenburg, Württemberg, Baden und Bayern; ihre Nachkommen zählten zuletzt 80 000 Menschen, was der Zahl des bukowiner Deutschtums entsprach. Sie blieben Bauern auf freilich wirtschaftlich hoher Stufe. Die führende Schicht setzte sich, abgesehen von verhältnismäßig wenigen Akademikern, vorwiegend aus den Lehrern zusammen, die in der Werner-Schule in Sarata ihre Prägung empfingen. Es entwickelt sich dabei, wie man erst heute aus dem Schrifttum der nach Deutschland umgepflanzten Bessarabiendeutschen erkennt, eine erstaunlich gleich geformte, sich auch sprachlich und literarisch gleichartig äußernde Elite, die den Bauernstamm würdig vertrat und den Rumänisierungsversuchen nach 1918 entschieden Widerstand leistete.

Die kleinste der 1940 aufgelassenen Siedlungslandschaften befand sich in der Dobrudscha, war als Ableger der bessarabischen Kolonien nach 1840 entstanden und zählte rund 10 000 bäuerliche Menschen, der Religion nach, so wie die bessarabischen Deutschen, vorwiegend lutherisch; die Bukowiner aber waren zu 75 Prozent katholisch.

Der deutsch-russische Vertrag vom 5. September 1940 brachte es mit sich, daß auch Deutsche, die in der Moldau und Walachei lebten, ins Reich auswandern durften. Das Streudeutschtum dieser alten rumänischen Gebiete umfaßte 1939 etwa 50 000 Menschen, die meisten davon in Bukarest, wo außerdem eine ansehnliche reichsdeutsche Kolonie bestand. Es dürfte 1940

höchstens ein Viertel jenes Streudeutschtums die Umsiedlungsmöglichkeit wahrgenommen haben.

Fortan verblieben in Rumänien im wesentlichen nur die beiden ältesten und größten deutschen Stämme des Landes, die Siebenbürger Sachsen, eine Viertelmillion, und die Banater Schwaben, ungefähr 300 000, sowie die Sathmarer Deutschen, etwa 32 000, die zu einem erheblichen Teil, unbeschadet ihrer Zugehörigkeit zu Rumänien, durch ihre zwar deutschstämmigen, aber madjaronischen Geistlichen auch über das Jahr 1918 hinaus ständig einem madjarischen Einfluß ausgesetzt waren, obwohl von Temeschburg her und aus eigenen Kreisen die Abwehr dagegen immer stärker wurde.

Die Siebenbürger Deutschen, trotz moselfränkischer Mundart und vorwiegender Abstammung aus dem Raum zwischen Luxemburg, Aachen und Trier seit langer Zeit unzutreffend „Sachsen“ genannt, sind außer den Balten die berühmteste Gruppe von Auslandsdeutschen, auch die älteste. Als sie auf Grund eines Staatsvertrages zwischen dem Reichskanzler Wibald von Strabo und einem ungarischen Abgesandten, gerufen von König Geisa 1140, also vor mehr als 800 Jahren, nach Siebenbürgen, in ein ödes Land, wie die Chroniken melden, kamen, um dessen Grenzen zu schützen und es zu kultivieren, gab's noch kein deutsch besiedeltes Schlesien, Ostpreußen, Westpreußen.

Überblickt man, was dieser Neustamm des deutschen Volkes politisch leistete, so wird es am einfachsten damit ausgesagt, daß er zur Europäisierung Siebenbürgens und zugleich Südosteuropas Entscheidendes beigetragen hat und durch Jahrhunderte eine Vor- und Schutzburg des Abendlandes war. Das gelang nur, weil neben seine geschichtliche Bewährung, neben seine militärische und wirtschaftliche, die kulturelle trat. Wäre das nicht geschehen, so hätte ein so kleiner Stamm, von allen Seiten bedroht, untergehen müssen. Weder die Fähigkeit, praktische Aufgaben der gemeinschaftlichen Selbsterhaltung zu meistern, noch Pflug noch Schwert allein können ein Volk erhalten und, wie es hier geschah, zur schöpferischen Einwirkung auf andere Völker kräftigen, wenn es außerstande ist, seine kulturelle Überlegenheit durch geistige Schaffenskraft immer wieder zu erneuern.

Daß die Sachsen die „Grundkraft Siebenbürgens“, wie Fremde sie oft nannten, sein konnten, obwohl sie bloß ein Teilstück des Landes besiedelten und regierten und an Zahl gegenüber den Madjaren und Rumänen weit zurückstanden – ist also nur als im Kern geistige Leistung voll begreiflich. Dazu gehörte die Schaffung eines gesunden und freien Bauerntums, das den benachbarten Volkstümern rechtes Bauernwesen zum erstenmal sichtbar und zum Vorbild machte, gehörte vor allem die Gründung von Städten, die vordem hier fehlten, und der allmähliche Zusammenschluß all ihrer Orte und Kreise zu einem eigenen selbständigen Verwaltungsgau, für den die juristische Grundlage der „Goldene“ oder „An-

dreanische Freibrief“ des ungarischen Königs Andreas II. vom Jahre 1224 gab.

Diesen Freibrief stellte der König als Kodifizierung schon von Anfang an genossener und nun neu erworbener Rechte aus, nachdem die Siedler ihm geholfen hatten, den Deutschen Ritterorden zu vertreiben. Dem Orden war 1221 das Burzenland, die Umgebung des von ihm dann gegründeten Kronstadts, als Lehen erteilt worden. Er hatte in zwölf Jahren mehrere Burgen und Orte errichtet, sogar jenseits des Karpatenwalls, doch zu früh nach Souveränität gestrebt. Seine Siedler blieben im Burzenland. Es verlockt, sich auszumalen, welchen Weg die europäische Geschichte gegangen wäre, wenn der Orden hier ein Werk hätte vollbringen können, wie es ihm in Preußen und im Baltenland danach gelungen ist.

In der Schaffung von Städten, Landgemeinden, einem eigenen Verwaltungsgebiet, das die erste deutsche Republik war, die übrigens bis 1867 bestand, erschöpft sich die Leistung dieses deutschen Neustammes keineswegs. Er mußte auch Festungen bauen, wobei man die Dörfer nicht vernachlässigte, deren Gotteshäuser in Kirchenburgen umgewandelt wurden. Zwischen 1150 und 1500 veränderte sich die einstmals wüste Provinz, obwohl sie 1241 den Mongolensturm erduldet und unzähligen anderen kriegerischen Nöten und politischen Schwierigkeiten ausgeliefert blieb, in eine Landschaft, die wie aus Deutschland durch Zaubermacht verpflanzt schien. Es war der Geist des Staufischen Reiches, aus dem die Siedler ausgewandert waren, der in ihnen fortlebte und sich so tatenfroh auszweigte. Unter ihrer Hand füllten sich die Städte, die sie schufen, z. B. Hermannstadt, Kronstadt, Bistritz, Schäßburg und Mediasch, mit dem vielfältigen Gewese, das für freie deutsche Gemeinden des Mittelalters selbstverständlich war, mit Bürgerschaftsvertretungen, Rat, Zünften, Werkstätten, eigenen Söldnertruppen. Es waren Städte, durchaus vergleichbar den damals großen Hanse- und Reichsstädten, denn sie schlugen den Handel vom Orient nach Deutschland, soweit er nicht den Seeweg bevorzugte, auf dem Landweg um.

Von diesem in die Wildnis versetzten deutschen Gebiet mit seinen weit über vierhundert, nach der späteren Türkenzeit nur dreihundert Dörfern, ging ein Strom der Beeinflussung der benachbarten Völker und Länder aus, der wirtschaftlich, zivilisatorisch und kulturell war. Hier konzentrierte sich jahrhundertlang die für eine weite Umgebung einzige höhere gewerbliche Produktion. Jede Elle Leinen, jede Silberkanne und jedes Gemälde, die sich die Fürsten der Walachei und Moldau und deren Bojaren oder die madjarischen Edelleute im deutschen Freitum, im sogenannten „Königsboden“ kauften, jeder Stiefel, jeder Sattel, jede Armbrust, die Bauern, Reitknechte und Söldner in den sächsischen Städten einhandelten, glied einem Sendboten der Gesinnung und Gesittung, die unmerklich, doch stetig die anrainigen Völker abendländisch beeinflusste. Dies geschah indessen auch durch die politische und militärische Kraft

des Freitums, das mit seinen befestigten Städten und Kirchenburgen für jeden Fürsten des burgenarmen Südosteuropas, ja sogar für den Sultan und den Kaiser, sowohl als Bundesgenosse wie als Gegner Bedeutung hatte.

Ein siebenbürgisch-deutsches Heer unter Anton Trautenberg besiegte die Türken 1447 zum ersten Male in offener Feldschlacht. Welches Gewicht den Städten für die Abwehr der Osmanen zukam, läßt sich daraus erkennen, daß der Deutsche Kaiser und ungarische König Sigismund schon dutzend Jahre vorher ein halbes Jahr lang in Kronstadt residierte, um die Befestigungen gegen die Türken als eine abendländische Aufgabe voranzutreiben. Die größeren siebenbürgisch-deutschen Städte konnten seither von keinem Feind mehr erstürmt werden.

Die Verbindung zwischen Siebenbürgen und Ungarn zerriß bald nach der Schlacht bei Mohács 1526. Siebenbürgen bildete sich um in ein Wahlfürstentum unter Oberhoheit des Sultans, blieb im Innern aber ein abendländisches und christliches Land, obwohl die Türken westlich davon Ungarn durch 150 Jahre als Bestandteil ihres Reiches regierten und dort auch eigene Orte mit Moscheen errichteten. Freilich war diese lange Zeit für Siebenbürgen mit zahlreichen türkischen Einfällen verbunden. Einen Eindruck von der schier endlosen kriegerischen Gefährdung gewinnt man, wenn man hört, daß die riesige Kirchenburg Tartlau in 500 Jahren fünfzigmal von Feinden berannt wurde ohne zu fallen, und ebenso oft brannte dabei das schöne Dorf nieder und wurde von den Bauern wiederaufgebaut, die mit Kind und Kegel dem Ansturm in der Burg getrotzt hatten.

Inmitten dieser bewegten Epoche konnte das gewerbliche und Handelsmonopol, das die Deutschen Siebenbürgens weit über dessen Grenzen ausgedehnt hatten, noch lange aufrechterhalten werden. Eine Beeinträchtigung ihrer geistigen Schöpferkraft erfolgte nicht. Gerade jetzt zeigte es sich auf religiösem Gebiet. Die Reformation griff rasch unter ihnen aus und wurde durch Beschluß ihrer politischen Führung eingeführt, woraus ihre eigenartige Volkskirche sproß. Nun holten ihre Humanisten aus Deutschland auch die Druckerkunst herein und stellten in kurzem außer lateinischen und deutschen die ersten rumänischen Bücher her. Damit schufen sie die rumänische Schriftsprache, wodurch sich die Rumänen als Volk begreifen lernten.

Das Schulwesen der Sachsen geht in den Anfängen in die Zeit ihrer Ansiedlung zurück, dehnte sich schon vor der Reformation auf alle Dörfer aus und wurde damit eins der frühesten allgemeinen Unterrichtsgebilde Europas, für das auch früher als in den meisten Staaten der Schulzwang erlassen worden ist. Der Reformator Honterus verlieh den höheren Stadtschulen ihre entscheidende Ausrichtung. Diese fast 500 Jahre alten deutschen Gymnasien, die wichtigsten Anstalten des Stammes, entwickelten einen Stil, der bis zur Gegenwart in all ihren Zöglingen nachwirkt und die führende Elite des Freitums heranzubildete. Erwähnung verdient, daß

die obersten Klassen der Gymnasien bis 1944 einen in mancher Hinsicht selbständigen Schülerverband hatten, und gerade er, der Cötus, war die Prägestätte der Elite. Die Cöti^{sten} erfuhren eine unverwischbare Formung. Aus ihnen ergänzte sich die Führerschicht der Siebenbürger Sachsen, ohne sich vom Volk schroff abzuriegeln. Der Aufbau des Stammes und seine Gebietsherrschaft waren demokratisch, auch dies einzigartig in den verflossenen Jahrhunderten. Ein tüchtiger Handwerker oder Bauer konnte in die maßgebende Schicht aufsteigen, da es im Freitum weder hörige Deutsche noch minderberechtigte gab, allerdings konnte nur ein Deutscher bürgerliche Rechte ausüben. Die Ehrauffassung des Cötus setzte das Maß dafür, was für anständig galt, was man tun durfte und womit man sich selbst verfeimte. Auf dieser ethischen Grundlage lehrte der Cötus seine Angehörigen bewußt politisch denken, handeln und regieren.

Kein Kulturvolk vermag ohne eine führende Klasse sittlichen Ranges dauernd zu bestehen. In den meisten Staaten stellte der Adel sie früher. Die Siebenbürger Sachsen hatten Ansätze einer eigenen Aristokratie im 14. und 15. Jahrhundert beseitigt und hielten an ihrer demokratischen Republik fest, ob sie zum feudalen Ungarn gehörte, ob zum Wahl- und Ständefürstentum Siebenbürgen mit dessen großen feudal-madjarischen Gauen, ob nach Vertreibung der Türken der Deutsche Kaiser siebenbürgischer Großfürst wurde oder ob ihr Land danach ein Kronland des Kaisertums Österreich war. In den Cöten also, die das Volk achtete und liebte, erzog sich durch ein halbes Jahrtausend die zukünftige Führerschicht; in ihrer Haltung wirkte bei aller demokratischer Selbstverständlichkeit eine Gesinnung mit, die man adlig nennen darf. „Sunt quasi nobili“, sie sind wie Edelleute, sagten die übrigen Standesherrn Siebenbürgens, die madjarischen Adligen, von ihnen, wenn sie nicht gerade im Streit mit ihnen lagen; und sie sagten es auch mit staatsrechtlicher Einsicht, denn im Fürstentum Siebenbürgen konnte der Landtag kein Gesetz erlassen, ohne daß die Nation der Sachsen zustimmte.

Die politische Begabung der Sachsen, die sich auch ein eigenes Landrecht schufen, überstand nach der Türkenzeit die von Wien ausgehenden absolutistischen und gegenreformatorischen Bestrebungen, was zeitweise sehr schwere Kanzleikämpfe erforderte. So sehr die Zeiten sich wandelten, Barock, Rokoko, Biedermeier, vor allem Aufklärung und deutsche Klassik, das innere Leben Siebenbürgens änderten und Wiener Einfluß es enger an Deutschland band: die uralte deutsche Republik des Königsbodens blieb trotz mancher Beeinträchtigung und vorübergehender Auflösung bis 1867 bestehen; dies war das verhängnisvolle Jahr, in welchem das durch Preußen aus dem Deutschen Bund gedrängte Österreich den Madjaren den Umbau des Staates in die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn zugestehen mußte. Damit setzte sofort der staatlich geförderte Versuch der Madjaren ein, die übrigen Völker Ungarns zu entnationalisieren. Ein Gebilde wie der Königsboden mußte nun verschwinden. Die

gleichförmige Einteilung des Staates in gleichgeordnete Verwaltungskreise förderte zwar die Zerstörung des deutschen Schulwesens unter den Schwaben Ungarns — in wenigen Jahren verschwanden mehr als 1000 solcher Schulen —, aber in Siebenbürgen konnten die Madjaren hierin nichts erreichen. Die Sachsen ersetzten die ihnen geraubte Staatlichkeit mit einer Unzahl von Vereinigungen und einer politischen Organisation. Sie übertrugen der eigenen Kirche, die auch die Schulen erhielt und sich nicht eine einzige von den Madjaren entwinden ließ, nationale Aufgaben, die die Pfarrer, allesamt einstige Cötisten, ohne Zögern auf sich nahmen.

Im Sachsenbischof lernte man — da der Sachsengraf als einstiges Oberhaupt des Königsbodens nicht mehr an der Spitze des Stammes stand — nun den höchsten Stammesrepräsentanten sehen und verehren. Als Harnack 1899 in Siebenbürgen war, meinte er tief beeindruckt, bei den Sachsen sei die Verbindung zwischen Deutschheit und lutherischem Glauben so eng, daß „sie selbst nicht wissen, wo das eine anfängt und das andere aufhört“. Diese überspitzte Bemerkung legt den seelischen Inhalt eines einzigartigen Gemeinschaftsgefühls bloß. Die Zugehörigkeit zur eigenen Volkskirche empfand man als so selbstverständlich und naturhaft wie die zum eigenen Volkstum. Theologen wurde es in Deutschland eine Zeitlang fast zur Mode, zu behaupten, die siebenbürgisch-sächsische Volkskirche sei ein nationaler Verein. Sie wußten eben nicht, was lebendige Kirche ist, bei der es aufs Sein ankommt, auf die innere sakrale Substanz und nicht auf Bekennerlei und Auslegung, was wieder Theologen so wichtig scheint. Ich glaube nicht, daß sie fähig gewesen wären, eine evangelische Pfarre in Siebenbürgen richtig zu verstehen, ich glaube auch nicht, daß eine Gemeinde sie zum Pfarrer gewählt hätte, wenn man sie vor der Wahl, wie es üblich war, als Probeprediger angehört hätte. Heute behaupten einige wenige junge, aus Siebenbürgen früh weggekommene Leute, die in Westdeutschland den Beruf von Theologen eingeschlagen haben, die Sachsen hätten die vielen Jahrhunderte lediglich deshalb überstanden, weil sie stets besonders kirchenfromme Christen waren. Auch das stimmt nicht. Sie waren ganz und gar keine Frommen nach der heutigen Vorstellung neuzeitlicher Theologen; sie scheuten sich, ein öffentliches Händefalten und Beten überall vorzuführen. Sie waren vor allem keine Frömmeler. Frömmeler ekelten sie an.

In und mit der Kirche zu leben, war ihnen aber wie das Atmen natürlich; die Kirche für sie ein reines Vaterhaus. Die Pfarrer gehörten zur Führerschaft des Stammes, aber davon ist keine Rede, daß sie allein oder auch nur in bevorrechtetem oder vorwiegendem Maße führten. Man sah ihnen auf die Finger und den Mund. Sie wurden ja durch den Wahlentscheid der Gemeinde ins Amt gesetzt. Wehe, wenn sie sich um deren Wohl nicht kümmerten!

Das innere Gemeinschaftsleben war durch manche hergebrachten Gliederungen verstrebt. Die Jugend ordnete sich in Bruder- und Schwestern-

schaften ein, die Erwachsenen in Nachbarschaften. Stets hatte die Kirche dabei eine Mitwirkung, aber auch die blieb eingefügt ins Ganze, und ihr religiöser Auftrag erfüllte sich außer in den Gottesdiensten, wo die Predigten auch das Ganze im Auge behielten, vorwiegend im Leben. Das Sakrale wurde nie zerredet, es wurde unmittelbar übertragen, wie das jede Kirche mit Substanz tut. Die in Westdeutschland lebenden siebenbürgisch-deutschen Bauern sagten mir oft, hierzulande predigten die Pfarrer so kalt, sie hätten kein Herz. In der Siebenbürgischen Lutherkirche fanden die Bauern das Herz.

Die Gemeinschaft der Sachsen war bis zum letzten Glied wach, jede Bedrohung spürend, diszipliniert, ein Leib, der seinen Nutzen witterte wie die Gefahr; selbst die Kinder zeigten politischen Instinkt. Eine solche Gemeinschaft ist nicht möglich ohne eine Beziehung zu Gott, aber sie ist unmöglich als frömmelnde Sekte, denn die mag sich zwar ebenso zäh zu bewahren, sie wird aber nicht jene Heiterkeit haben wie die Sachsen und nicht jene freie kulturelle Schaffenskraft.

Abgesehen von Schulen, Verbänden und vom Lebensstil, findet man unter den Sachsen noch manche Zeugnisse ihrer Kulturleistung: die wohlgebauten Bürger- und Bauernhäuser und deren Einrichtung, die großen gotischen Kirchen, Burgen, Freude an der Musik, an Künsten und Wissenschaften, am Wandern und an Leibesübungen, was wieder zahllose Vereine, dazu Museen, Arbeitszirkel und eine überraschend vielfältige Publizistik hervorbrachte, die bei den Nachbarvölkern schon deshalb fehlte, weil diese zwar gleich den Sachsen ein breites Bauerntum hatten, doch kein Bürgertum mit allen Berufen, Abschattungen und Verzweigungen, das zum Entstehen eine lange geschichtliche Vorbereitung und innere Selbständigkeit braucht.

Man hört mitunter, die Sachsen seien ein Bauernvolk gewesen, weil etwa drei Viertel von ihnen der Landwirtschaft, und zwar mit hervorragender Tüchtigkeit oblagen; man könnte weiter sagen, ihre bäuerliche Volkskultur sei ungewöhnlich reich an Stickereien, Töpfereien und Trachten, in denen viele sonst abgestorbene urgermanische Formen weiterleben; auch gediehen überall Märchen, Sage und Volkslied; dennoch führten die Städte, freilich solcherart, daß Bauern und Bürger sich voneinander nie scharf abtrennten. Die Jugend, darunter sehr häufig Bauernsöhne, studierte am liebsten in Deutschland, wohin auch die Handwerksgesellen wanderten. Und kehrten diese Schüler zurück, so befruchteten sie Stadt und Land, mittelbar auch die nebenansitzenden Völker mit neuen Gedanken und Fähigkeiten.

Die Gleichberechtigung aller Sachsen war das Gesetz ihrer Gemeinschaft, die allerdings soziale Unterschiede durchaus kannte, ein Gesetz, das den Übermut der Reichen, der Vornehmen und der Amtsleute immer wieder bezwang; es war ein Gesetz, zu dem sich der Geist der Duldsamkeit paarte, der von dieser deutschen Insel inmitten der Welt von Bojaren, Magnaten,

versklavten rumänischen und mazarischen Hörigen ausging. Ihre Duldsamkeit darf nicht so verstanden werden, als hätten die Sachsen ihre Rechte und Selbständigkeit nicht bedingungslos verteidigt. O nein, sie konnten gegen Gegner sehr hart sein. Aber in der Verwaltung waren sie, gemessen an der Umgebung, tolerant. Deshalb strömten vom Mittelalter an in ihr Herrschaftsgebiet die Rumänen als Arbeitskräfte herein, denn überall, auch in den rein rumänischen Fürstentümern der Moldau und Walachei, genossen sie weniger Freiheit. Es war besser, als Rumäne ohne Bürgerrecht auf dem deutschen Königsboden zu leben als wo immer sonst, wenn man nicht gerade ein Bojar war.

In geistlichen Dingen waren freilich alle Siebenbürger tolerant, denn Glaubensfreiheit wurde schon im 16. Jahrhundert zum Landesgesetz erhoben. Die Toleranz betraf auch die Lehrfreiheit. Das erste rumänische Gymnasium steht nicht in der Moldau oder Walachei; die Siebenbürger Sachsen erlaubten, es in Kronstadt zu errichten. Übrigens förderte die kaiserliche Regierung ebenfalls die rumänischen Bildungsbestrebungen.

Nicht ohne wesentliche Mitwirkung der Sachsen entwickelte sich in Siebenbürgen jene für dieses Land kennzeichnende und alle seine Bewohner auszeichnende Eigenschaft, die ich die Weisheit des Zusammenlebens nennen möchte, die jedermann, unbeschadet ständischer Unterschiede und auch sonstiger Vorrechte, in seiner Art gelten ließ. Zwar gelang es dieser Weisheit nicht, chauvinistische mazarische und rumänische Politiker zu bändigen, doch sie vereitelte wenigstens im Alltag heftige Spannungen; sie verhinderte, daß Siebenbürgen als Lebensraum dreier Völker eine Hölle wurde; sie bewirkte, daß seine Völker es liebten und miteinander, mehr noch nebeneinander, zu hausen verstanden, ohne das Gemeinsame zu vergessen. Hierin bewährten sich auch die Sachsen; sie waren die an Zahl kleinste Gruppe; es wäre sinnlos gewesen, daß sie die größeren Gemeinschaften anfeindeten; außerdem hatten sie als erste die abendländische Gesittung vertreten; sie wußten jedoch auch Abstand zu wahren, um das Umfassende zu bewahren. Es ist eine siebenbürgische Tugend, sich nicht mit jedermann gemein zu machen.

Siebenbürgen bietet von Wegkehre zu Wegkehre ein anderes Bild. Neben den mittelalterlichen deutschen Städten und den hochstehenden sächsischen Dörfern entdeckt man, je mehr man sich von ihnen entfernt, vereinfachte Lebensformen bis zur Primitivität. Aber es gibt auch rumänische und mazarische Kulturzentren, die ihre Umgebung beeinflussen. Trotz solcher Mannigfaltigkeit war das von drei Völkern bewohnte, von sieben Religionen zerspaltene Land eine Lebensgemeinschaft, die der ungarische Zentralismus nicht zerbrechen konnte, dem sogar die Kraft fehlte, die Kommunalverwaltung überall zu mazarisieren; in den deutschen Gebieten saßen in den Ämtern bis 1918 die Sachsen in entscheidender Zahl, und in allen Orten schoben sich langsam die geburtenfreudigen Rumänen vor, sie eroberten seit jeher, indem sie sich rascher vermehrten als andere.

Überblickt man die Zahl der großen Männer der Siebenbürger Sachsen, die kämpferischen Sachsengrafen der Renaissance, z. B. Huet und Georg Hecht, den barocken Grafen Sachs von Harteneck, der eigener Schuld und madjarischer Intrigen wegen 1703 auf dem Großen Ring zu Hermannstadt geköpft wurde, erinnert man sich an den Reformator Honterus, an den mächtigen regierenden Bürgermeister von Kronstadt und Botschafter des Reichs bei der Pforte Michael Weiß, der im Kampf gegen einen tyrannischen siebenbürgischen Fürsten fiel, denkt man an Baron Brukenthal, den vornehmen Gouverneur Siebenbürgens unter Maria Theresia, den Schöpfer des nach ihm benannten großartigen Museums in Hermannstadt, und an Stephan Ludwig Roth, den sprachgewaltigen sozialen und ethischen Schriftsteller, den ein madjarisches Revolutionstribunal 1848 widerrechtlich erschießen ließ, so war nicht ein einziger ein Feind der Nachbarvölker, aber alle Freiheitskämpfer. Das gilt auch für die Gelehrten, die Historiker, Sprachforscher, Volkskundler. In ihrer Arbeit spricht immer das Ethos der Verständigung und der Freiheitsliebe mit. Bei den Dichtern tritt es noch deutlicher hervor, und selbst beim „Vater der Raumschiffahrt“ Hermann Oberth, der im siebenbürgischen Städtchen Schäßburg im Schulbubenalter als erster die Wege ertastete, die zur heutigen Raketentechnik führten, ist der siebenbürgische Erbsatz der Duldsamkeit und Freiheitsliebe deutlich zu spüren.

Mancher dieser großen Männer war ein Märtyrer, und auch die letzten bedeutenden Politiker der Siebenbürger Sachsen Hans Otto Roth und Rudolf Brandsch fanden keinen anderen Tod: beide starben in rumänischen Gefängnissen unter dem kommunistischen Regime. Dabei denke man daran, daß sie Anfang 1919 daran beteiligt waren, daß sich die Siebenbürger Sachsen nach dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns Rumänien anschlossen.

Knapp vorher hatte das rumänische Volk Siebenbürgens am 1. Dezember 1918 in Karlsburg in einer großartigen Nationalversammlung den Deutschen und Madjaren alle kulturellen und politischen Freiheiten zugesichert, die sie sich nur wünschen konnten. Niemand vermochte vorausszusehen, daß der siebenbürgische Lebensraum in seiner Eigenart, die auch von den Rumänen empfunden und in den nächsten Jahren mit Heftigkeit gegen die Ostrumänen verteidigt wurde, bald versinken würde, überschwemmt von einem nach Stellungen und persönlichem Gewinn gierigen, vielfach korrupten Chauvinismus, der völlig anderer Art war als der madjarische. Niemand vermochte das vorausszusehen. Zwar ohne Begeisterung, doch mit einem Empfinden für die Notwendigkeit der geschichtlichen Situation reihten sich die jungen Siebenbürger Sachsen in die Armee Rumäniens ein, als diese im Auftrag der Siegermächte 1919, gleichsam mit verkehrter Front, gegen Ungarn marschierte, Budapest besetzte und die Kommunisten vertrieb. Europa und Ungarn war damit ein unschätzbarer Dienst geleistet. Man hätte annehmen sollen, daß die Rumänen den Siebenbürger

Sachsen für ihren Kriegsdienst und für ihre Anschlußkündgebung dankbar gewesen wären, wenigstens etliche Jahre lang. Das war nicht der Fall. Jede rumänische Regierung verriet die Karlsburger Beschlüsse mehr oder weniger. Die zugesicherte Kulturautonomie wurde erst von Marschall Antonescu gewährt. Im rumänischen Heer konnte bald kaum ein Deutscher des Landes Offizier werden.

In der Habsburger Monarchie war das Heer eine Stätte ethischer Schulung und der Gerechtigkeit für alle Völker gewesen; niemand hatte seines Volkstums wegen Nachteile oder Brutalitäten erlitten; eine große Anzahl von Generalen war auch dem Siebenbürger Sachsentum entsprossen. Die rumänische Armee unterschied sich in jeder Hinsicht von der kaiserlichen; viele Vorgesetzte zeigten sich bestechlich, betrogen selbst ihre Untergebenen um Sold und Verpflegung, und fast alle vertraten einen engen, provinziellen, die nationalen Minderheiten des Landes mißhandelnden Chauvinismus. Das kaiserliche Heer war bis zuletzt eine geachtete, sogar beliebte Klammer aller Völker Österreich-Ungarns gewesen. Keiner, der in ihr gedient hatte, wird jemals die Erschütterung und Erregung vergessen, die ihn erfaßte, als er in der rumänischen Armee einem Geist begegnete, der gänzlich anders war, dem echte Kameradschaftlichkeit fehlte und der den neuen Staatsbürgern, die 1919 für Rumänien ihre Haut zu Markte trugen, kraß zu erkennen gab, daß man sie bloß ausnutzen wollte. Diese Erschütterung erfaßte auch die Siebenbürger Rumänen, die in jenem Jahr noch eine Eigenverwaltung Siebenbürgens aufrechterhalten konnten, an deren Spitze der spätere Ministerpräsident Julius Maniu stand. Als blutjunger Leutnant begleitete ich ihn 1919 einmal dienstlich in einem Sonderwagen. Das Gespräch zwischen uns war das erste der von mir danach noch hundertmal geführten Gespräche über die siebenbürgische Seele, die durch das Ostrumänentum bedroht werde. Eine ganze literarische Bewegung bei allen drei Völkern entwickelte sich aus jenem Bewußtwerden der siebenbürgischen Eigenart.

Ich habe eben recht ausführlich über Geschichte und Wesen der Siebenbürger Sachsen berichtet und glaube dazu befugt gewesen zu sein, weil sie ja die einzige geschichtlich handelnde Volksgruppe in Rumänien sind, die seit über 800 Jahren im abendländischen Sinne kulturschaffend bestand, und sich nur in ihr allein alle großen europäischen Kulturepochen von der Romantik bis zur Gegenwart, einankerten und von ihr weitergriffen. Das erkannten bedeutende Rumänen und Gelehrte anderer Völker. Um nur eine Stimme wiederzugeben, sei Sextil Puscariu zitiert. Er schrieb: „Wenn wir versuchen wollen, die Bilanz des deutschen Kultureinflusses auf das rumänische Volk zu ziehen, so stellen wir fest, daß neben der Mitarbeit beim Übergang Rumäniens zur abendländischen Zivilisation, die die auf rumänischem Boden ansässigen Deutschen geleistet haben, hauptsächlich drei Momente auffallen: der Anstoß zur Einführung der rumänischen Sprache anstatt der altslawischen in der Kirche mit der

Folge, daß eine Schriftsprache festgelegt wurde, die von den sächsischen Lutheranern des 16. Jahrhunderts kam; die Vorbereitung einer günstigen Atmosphäre im Siebenbürgen des 18. Jahrhunderts für unsere lateinische Renaissance, die mit besonders deutschen Mitteln vorbereitet wurde; schließlich im 19. Jahrhundert die Einwirkung der deutschen Romantik, die Rumänien von dem Hörigwerden fremden Formen gegenüber bewahrt hat und die neue Kultur an überlieferte und erwiesenermaßen lebensfähige geistige Anschauungen band.“

Mit anderen Worten: daß die Rumänen eine Nation wurden und für Europa gewonnen werden konnten, verdanken sie in hohem Maße der Mithilfe der Siebenbürger Sachsen. Es ist eine Tragik der Sachsen, daß der von ihnen ausgehende Anstoß zum nationalen Bewußtwerden der Rumänen von diesen nach 1918 nicht mit einem entsprechenden Verständnis für die eigenwesige Lebenswelt der deutschen Teile Siebenbürgens dauernd beantwortet wurde.

Die größte deutsche Siedlungsgruppe, die 1939 zu Rumänien gehörte, die Banater-Schwäbische, entstand über ein halbes Jahrtausend nach der siebenbürgisch-sächsischen. Sie ist ein Teil jenes breiten Siedlungswerkes, das auf Anregung des Prinzen Eugen nach der Türkenvertreibung vom kaiserlich deutschen Hof in Wien 1718 begonnen und unter Maria Theresia und Josef II. vollendet wurde. Es erstreckte sich auf viele Teile des menschenleeren, verwüsteten Ungarns, darunter auf Batschka, Banat, schwäbische Türkei und Umgebung Ofens. Die Siedler, in entscheidender Menge Rheinpfälzer, empfingen wie einst die Siebenbürger Sachsen mit dem Namen Schwaben eine ihnen nicht zustehende Bezeichnung, doch sie brachten ihr ebenfalls Ehre ein. Wo sie Brach-, Öd- und Sumpfland übernahmen, breiteten sich nach etlichen Jahren fruchtbare Äcker aus. Tausende von Dörfern schossen auf. Die ungarischen Städte füllten sich mit deutschem Bürgertum, das bis vor hundert Jahren ihr Gepräge bestimmte und die Mehrzahl ihrer Bevölkerung ausmachte. Allein hätte die kaiserliche Verwaltung die Europäisierung des verheerten Landes, so sehr sie sich bewährte, nicht zu leisten vermocht. Gestützt auf diese aus Deutschland herangeführten Siedler und Städter aber wurde die Aufgabe in einigen Jahrzehnten gemeistert. Schon wegen seiner geographischen Lage fiel dem Banat dabei ein besonderes Gewicht zu. Seine Besiedlung, die unter dem General Mercy einsetzte, erfolgte unter lebhafter kameralwirtschaftlicher Besorgtheit des Hofes. Ihr ist es zu verdanken, aber zugleich dem kulturellen Verständnis der kaiserlichen Truppenführung, daß nicht nur eine große Anzahl von Gemeinden gegründet wurde, sondern daß diese auch, nachdem sie die ersten bitteren Notjahre überstanden und einen türkischen Vorstoß unter Verlusten erduldet hatten, eine gesunde Entwicklung nahmen, die sich nicht allein aufs wirtschaftliche Gedeihen beschränkte, denn die Hauptstadt Temeschburg verwandelte sich sehr schnell in eine deutsche kulturelle Zentrale. Und solcher städtischer Mittelpunkte gab es bald

mehrere. Temeschburg nannte man gern und nicht ohne Berechtigung Klein-Wien.

Anfangs unterstand das Banat unmittelbar der kaiserlichen Regierung; Maria Theresia unterstellte es leider der ungarischen Hofkanzlei, und damit begann der madjarische Einfluß in der Verwaltung, um später ins Eigenleben der Schwaben einzudringen. Nun war gerade das Banat im Gewerbe, in der vorbildlichen Landwirtschaft und in den städtischen höheren Berufen überwiegend deutsch und in zweiter Hinsicht volkhaft serbisch und rumänisch, aber der dämonische Trieb der jüngeren madjarischen Geschichte, fremdes Volkstum zu entnationalisieren, wandte sich besonders heftig den Deutschen zu. Das Bauerntum ließ sich davon kaum erschüttern; seine in die höheren Stände aufsteigenden Söhne verfielen indessen etwa seit 1830 in geringer Zahl, seit 1867 in rasch zunehmender Menge, der Madjarisierung. Zwar gab es Gegenbewegungen immer wieder, in hoffnungsvoll verschärfter Weise unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg, doch das Selbstvertrauen der Schwaben, auch jener im Banat, besaß nicht die Festigkeit, wie sie bei den Siebenbürger Sachsen zutage trat, denen ein in vielen Jahrhunderten gestählter Widerstandswille zu Hilfe kam. Die Schwaben verloren Generation um Generation jene Männer, die ihre Führer hätten sein müssen und statt dessen Führer des Madjarentums wurden. Es gibt kein Gebiet madjarischen Lebens, auf dem Deutschstämmige nicht hervorragende, oft sogar die wichtigsten Gestalten waren.

Das bäuerlich-schwäbische Leben auf den Dörfern mit seinem Reichtum an Sitten, Volkskunst, entzückenden Trachten, mit Fleiß und Tüchtigkeit schrumpfte keineswegs, es dehnte sich sogar in manchen Gegenden weiter aus; es war wohlhabend, einer der größten Weizenlieferanten Europas; es haftete ihm aber, da eine genügend große städtische, treugebliebene Führerschaft fehlte, ein Zug der Ungeschichtlichkeit an. Aus dieser in sich ruhenden Welt entsproß ein Nikolaus Lenau und ein Adam Müller-Guttenbrunn, mit dem das nationale Erwachen anhebt, das im Banat, nachdem dieses 1918 Rumänien zugeschlagen wurde, wie ein Feuer aufbrandete.

Es ist ein Ehrentitel Rumäniens, auch wenn man die Absicht zur Schwächung des madjarischen Elements mitberücksichtigt, daß die nationale Neugeburt der Banater Deutschen von Bukarest gefördert und nicht behindert wurde. Einst besaßen die Schwaben ein vielgestaltiges deutsches Schulwesen. Die ungarische Regierung hatte es bis auf Reste vernichtet. Nun belebte es sich wieder, teils als Anstalten des Staates, häufiger noch als Gründungen der katholischen Kirche, die bis 1918 bei der Madjarisierung mitgeholfen hatte und jetzt umlernte, nicht ohne den Widerstand mancher Geistlicher, der vornehmlich im Sathmarer Gebiet überaus zahl blieb. In Temeschburg errichtete die Kirche mit der Banatia die größte auslandsdeutsche Schulanstalt, der ein Gymnasium und sonstige Unter-

richtsstätten angehörten. In begeisternd kurzer Frist trat auch die Rückverdeutschung des städtischen Lebens nicht nur in Handel und Wirtschaft, sondern ebenso in geistiger Hinsicht in Erscheinung. Wie unter den Deutschen Siebenbürgens zwischen beiden Weltkriegen die alte wissenschaftliche Tradition fruchtbar fortlief, Kunst und Literatur in jäher Blüte über die engen heimatlichen Grenzen hinaus Beachtung erregte und westeuropäischen Rang erreichte, so geschah es auch bei wechselseitiger Besämun-
g im Banat. Auch hier entstanden bemerkenswerte Gelehrte, Dichter und Künstler. Das Zeitschriftenwesen, das in Siebenbürgen eine neue weltg-
gängige Form gewann, gedieh im Banat ebenfalls, dazu Bildungsstätten mancherlei Art, in Siebenbürgen fast alle mit alter Überlieferung, hier neu geschaffen und voll Schwung.

Die Renaissance des Schwabentums erfolgte mit solcher Kraft allein in Rumänien. In Ungarn kämpfte ein viel schwächeres Erwachen gegen die gnadenlos chauvinistische Grundhaltung der Madjaren, die sich nicht änderte, obwohl sie an Altösterreichs Zerfall am meisten, an Ungarns Zerstückelung allein Schuld hatte, was sie nicht begriff. In Südslawien konnte sich das Schwabentum zwar nach 1918 einigermaßen frei regen; jene Fülle der Erneuerung, die seine Brüder im Banat beglückte, blieb ihm versagt.

Die 1919 an Rumänien gefallen deutschen Siedlungslandschaften, deren große Verschiedenheit wir eben kennenlernten, vereinigten sich in einer politischen Organisation, im Verband der Deutschen, dessen innere Ausgestaltung föderativ blieb und die in Siebenbürgen entwickelten Formen der Selbstvertretung nachahmte. Die Idee dieser Vertretung war, daß innere Gegensätze durch Mehrheitsbeschluß entschieden werden mußten, worauf dann jedermann verpflichtet war, nach außen, das heißt: den anderen Nationen gegenüber den Beschluß zu vertreten, so daß man stets als einheitlicher Block handelte. Dieses politische Ethos, zwar oft verletzt, doch meistens beachtet, verlieh den Deutschen Rumäniens, besonders den Sachsen, im Nationalitätenkampf, der bald, freilich in anderer Weise als in Ungarn, begann, ein über ihre Zahl hinausgehendes Gewicht, wobei man zu beachten hat, daß der rumänische Chauvinismus in erster Linie Madjaren, Russen, Ukrainer und später die Juden zu schwächen suchte. Die Deutschen galten als staatsreu und waren es auch, außerdem wog ihre wirtschaftliche Bedeutung so viel, nicht nur auf bäuerlichem Gebiet, wo niemand sie übertraf, sondern auch auf industriellem, daß die Vorteile gar zu offenkundig lagen, die der Staat und das Rumänentum aus der Zufriedenheit dieser Gruppe ziehen konnten, weswegen sie ihnen die liebste blieb, was jedoch Neid und Gier zahlloser beamteter oder politischer Bratenriecher nur förderte.

Wenn man sie also verhältnismäßig gut behandelte, ihr Schulwesen nicht drosselte, obwohl es durch die stupiden Bukarester Unterrichts-
anordnungen und Prüfungsschikanen ständig gequält wurde; wenn man die

wirtschaftliche Tüchtigkeit der Deutschen gern sah und noch lieber daran persönlich mitverdiente; wenn außerdem zwischen rumänischen und deutschen geistigen Menschen unvergeßliche und reine Bande geknüpft wurden, so darf nicht übersehen werden, daß der leidenschaftliche Drang der Rumänen zur Überfremdung der deutschen Städte und zur Aneignung nichtrumänischen Bauerngrundes, was zu einer recht einseitigen Agrarreform führte, und außerdem gelegentliche direkte Angriffe auf die Kultur der Deutschen, etwa durch Sonderbesteuerung, sowie die Verweigerung ausreichender finanzieller Schulunterstützung, den Deutschen einen ständigen Kampf aufnötigten.

Er verlief während der zwanziger Jahre im allgemeinen in demokratischen Formen und warf die Deutschen doch aus der Verwaltung der Städte und vieler Dörfer hinaus. Eine Beamtenaufbahn für sie bot bald keine Aussicht mehr. Unter der Diktatur des Königs Karl II. und nachher unter Marschall Antonescu nahmen die Versuche, die Wirtschaft der Deutschen zu schwächen, zu. Die Steuerämter wurden zu Drohnen, die Steuerbeamten zu unersättlichen Bakchischempfängern, das Gemeinschaftsleben der Deutschen in ihren täglich stärker überfremdeten Städten nahm, um sich zu erhalten, Züge des Gethohaften an, der inneren Einkapselung.

Je mehr unter Hitler die Macht Deutschlands wuchs, um so stärker empfand Rumänien die eigene schwierige geopolitische Lage. Nach dem Ersten Weltkrieg hatte es Rückhalt bei Frankreich und in der Kleinen Entente gesucht, alles auf die Dauer wirkungslose Kombinationen in einer Situation, die geradezu naturhaft einerseits durch Rußland, andererseits durch Deutschland, sobald dieses wieder aufstieg, bestimmt blieb. Rußland war zu fürchten, Deutschland indessen stellte keine Ansprüche für sich an Rumänien. Damit war der Weg vorgezeichnet, den Rumänien schließlich einschlug und der es an Deutschlands Seite nicht ungern in den Krieg führte, obwohl das Reich, stark gedrängt von Italien, in einer auch für Berlin zwingenden außenpolitischen Konstellation 1940 Bukarest zur Abtretung Nordsiebenbürgens an Ungarn bewogen hatte. Es gab damals Versuche von Siebenbürger Sachsen, wobei ich mitwirkte, diese in jeder Hinsicht unbefriedigende Lösung durch eine andere, für Ungarn und Rumänien günstigere zu ersetzen.

Siebenbürgens Teilung teilte auch die Siebenbürger Sachsen, für sie ein ungemein schmerzliches Ereignis, an dessen Dauer niemand glaubte.

Die binnendeutschen Geschehnisse erregten das Deutschtum in Rumänien. Man erhoffte davon eine Neugestaltung des nationalen Minderheitenlebens im Sinne der Gewährung der natürlichen Volkstumsrechte. Daß die Sieger des Ersten Weltkrieges und der Völkerbund hierin versagt hatten, brannte auf der eigenen Haut. Auch die Ideen des Nationalsozialismus griffen über und zwar in jener idealistischen Gesäubertheit, mit der Auslandsdeutsche Vorgänge in Deutschland sehen. Ein innerpolitischer Streit unter Schwaben und Sachsen erwuchs daraus und zog sich Jahre hin. Als

dann Rumänien Deutschlands Bundesgenosse wurde, konnte Berlin dem Deutschtum des Landes einen Führer aufzwingen, der nie gewählt worden wäre. Er bestellte sich einen Stab, der die Volksgruppe mit Eifer und oft töricht organisierte, eine Unmenge gute und schlechte Taten vollbrachte; und was früher nicht gelungen war, erreichte er schnell: die Kultur- und Schulautonomie für seine Landsleute.

Nach Ausbruch des Krieges, als die rumänische Armee, der viele reichsdeutsche Offiziere eingegliedert wurden, weit nach Rußland vorstieß und sich besonders bei Sewastopol ausgezeichnet schlug, dienten die rumänien-deutschen Wehrpflichtigen zunächst in ihren heimischen Regimentern. Auf Grund eines Staatsvertrages zwischen Rumänien und Deutschland wurden sie ins deutsche Heer überstellt und dort fast alle in die Waffen-SS eingereiht.

Als König Michael am 23. August 1944 die Waffen vor den Russen streckte und ihnen die seine Ostgrenzen schützenden deutschen Divisionen auslieferte, überrannte die Rote Armee in wenigen Tagen ganz Rumänien. In Nordsiebenbürgen gelang es den zurückweichenden deutschen Truppen, fast die gesamte deutsche Bevölkerung, etwa 40 000 Personen, nach Westen abtrecken zu lassen. Aus Südsiebenbürgen mögen damals 10 000 geflüchtet sein, weit mehr aus dem Banat. Bei Kriegsende befanden sich nach Untersuchungen des Bundesministeriums für Vertriebene etwa 100 000 volksdeutsche Flüchtlinge aus Rumänien innerhalb des damaligen Reichsgebietes. Nicht mitgerechnet sind die 54 000 Sachsen und Banater Schwaben, die deutsche Soldaten geworden und von denen inzwischen rund 10 000 gefallen waren.

Die wirkliche Einstellung des rumänischen Volkes zu den Deutschen ermißt man am besten daraus, daß es bei ihm Ausschreitungen nicht gab, wie sie in Südslawien, in Polen und in der Tschechoslowakei 1945 stattfanden. Jene furchterlichen Massaker, Vergewaltigungen, Ausplündereien bis aufs Hemd und Verjagungen, die sich in jenen Ländern millionenfach ereigneten – nichts davon in Rumänien! Wohl aber kennen wir viele Fälle, in denen Rumänen genau so wie die anderen Landesbewohner versteckte deutsche Soldaten monatelang beschützten, ernährten und sie schließlich von Ort zu Ort bis zur Grenze schleusten. Einige rumänische Bauern, denen die Behörden deutsche Höfe schenkten, weigerten sich sogar zuzugreifen. Man setzte vorwiegend Hirten, Zigeuner und von weither geholtes Landproletariat in die deutschen Bauernhäuser.

Gleich nach dem Einmarsch der Russen wurden die deutsche Volksorganisationen aufgelöst, die deutschen Zeitungen eingestellt. Führende Männer verschleppte man in KZ-Lager. Die Schulen blieben vorerst unangetastet. Im Januar 1945, als der Kreml von Rumänien 100 000 Arbeiter verlangte, bürdete die damals noch bürgerliche Regierung in Bukarest diese Last allein den Deutschen auf. Schlagartig wurden mit Hilfe russischer Soldaten alle sächsischen und schwäbischen Frauen und Mädchen vom 18. bis

30., alle Männer vom 17. bis 45. Lebensjahr ausgehoben und in die Donezgruben zu fünfjähriger Arbeitsfron verschleppt. Ein Fünftel von ihnen kam um, die Überlebenden entließ man schließlich teils nach Deutschland, teils in die Heimat. Arbeitsunfähig Gewordene kehrten schon früher zurück.

Ein Sondergesetz vom 23. März 1945 enteignete die deutschen Bauern, nicht aber die rumänischen und ungarischen, vollständig und entschädigungslos. Die seit 800 Jahren freien Bauern in Siebenbürgen und die schwäbischen im Banat waren im Handumdrehen Bettler, die sich irgendwo in einem Schuppen verkriechen mußten, während in ihren Stuben unfähige sogenannte Kolonisten hausten und Hof und Acker der besten Landwirte Rumäniens herunterwirtschafteten. Erst nach Jahren stellte man wenigstens die inzwischen völlig verwahrlosten Gebäude den rechtmäßigen Eigentümern zurück, doch nicht ihren Grundbesitz; damit zwang man sie, Kolchosknechte zu werden oder zu bleiben; das Ergebnis war zuletzt, daß die Kolchosen und landwirtschaftlichen Genossenschaften mit vorwiegend deutschen Mitgliedern allmählich ertragreiche agrarische Betriebe wurden, oft viel bessere als die später entstandenen rumänischen und ungarischen. Die untauglichen Kolonisten sind zum großen Teil aus den deutschen Dörfern abgeschoben worden.

In den Städten verloren die Deutschen durch die allgemeine kommunistische Gesetzgebung, also zusammen mit Rumänen und Madjaren, ihre Handels- und Industrieunternehmungen, Geschäfte und handwerklichen Betriebe, die verstaatlicht wurden. Sie verloren auch ihre eigenständigen kulturellen Einrichtungen. Die meisten Vereine verfielen der Auflösung, Museen und Institute der Verstaatlichung. Die lutherische Landeskirche der Sachsen ist genötigt, sich ausschließlich auf seelsorgerliche, durch antikirchliche Propaganda und die kommunistische Jugendführung arg befehdete Aufgaben zu beschränken. Die römisch-katholische Kirche, der die Schwaben fast ausnahmslos angehören, erlitt eine rücksichtslose Verfolgung; ihr höherer Klerus ist dezimiert.

Das Eigenleben der deutschen Gemeinschaft in den ererbten Formen besteht nicht mehr. Selbst bei Tanzunterhaltungen darf man nicht mehr unter sich bleiben. Dazu kommen massive kommunistische Schulung, die Bespitzelung und Verhaftungen aus verschiedensten Ursachen, oft nur zum Zweck, Schrecken zu verbreiten und Auflehnung von vornherein zu brechen. Dem dienen überaus harte Urteile in Prozessen, bei denen Anklagen vorgebracht werden, die nur in kommunistischen Ländern möglich sind, um selbst die geringste Meinungsfreiheit zu vereiteln.

Wie schutzlos und bloß noch Objekte der Diktatur die Deutschen sind, auch wenn nach 1948/49 die Regierung ihnen gegenüber versöhnlichere Töne anschlug, ergab sich 1951, als im Juni plötzlich etwa 30 000 bis 40 000 Schwaben, dazu rumänische und madjarische Kulaken, aus den Südslawien benachbarten Gebieten in die Baragansteppe deportiert wur-

den, wo man sie auf freiem Feld stehen ließ. Es blieb ihnen nichts übrig, als Erdhütten zu bauen und die Steppe zu bepflanzen. Erst nach Jahren durften sie in ihre Heimat zurückkehren.

Die deutschen Schulen bestehen noch, verstaatlicht natürlich, innerlich restlos umgeformt. Seit vier Jahren werden sie als deutsche Sektionen in rumänischen Anstalten fortgeführt; ihre allmähliche Verdrängung ist zu befürchten und damit verlöre die Wacherhaltung des deutschen Selbstbewußtseins bei der Jugend eine wichtige Stütze.

Die auf die Deutschen gezielte kulturell-kommunistische Betreuung betätigt sich sehr eifrig. In Bukarest erscheint ein großes deutschsprachiges Blatt „Der neue Weg“; es erscheinen deutsche, sehr schlecht ausgestattete, zumeist lächerlich dilettantische Bücher in Staatsverlagen, aber auch Werke von begabten Autoren, die z. T. vor 1945 in Deutschland beliebt waren. Die rumänischen Theater in Hermannstadt, Kronstadt und Temeschburg haben deutsche Abteilungen. Der Spielplan freilich dient der roten Propaganda. Es gibt indessen manche neutrale Veranstaltung, Konzerte und volkskünstlerische Darbietungen. Das von den Deutschen geschaffene große Brukenthalmuseum in Hermannstadt wird weitergeführt und vermehrt. Man pflegt die deutschen historischen Denkmäler, z. B. die Kirchenburgen, wobei man sie „Zeugen des Mittelalters“ nennt, ohne ihre Schöpfer zu erwähnen, die Sachsen. In Pittsburg, in den USA, sprach ich vor zwei Jahren mit einer amerikanischen Professorin, die auf einer Reise durch Rumänien von ihren kommunistischen Betreuern in die Schwarze Kirche in Kronstadt geführt worden war; man hatte ihr nicht gesagt, daß es ein deutsches Gotteshaus sei; sie lobte mir die Schönheit rumänischer Gotik. Ich klärte sie auf, nicht ohne ihr zu erläutern, daß sie das Opfer eines merkwürdigen Vorgangs geworden sei, nämlich des Raubs geschichtlicher Leistung. Die Ungarn waren darin von jeher Meister. Daß die rumänischen Kommunisten sich auf dieselbe Art versuchen, bestätigt wieder, was ohnehin auf der Hand liegt: sie sind dieselben Chauvinisten wie ihre bürgerlichen Vorgänger, nein, sie sind weitaus gefährlichere Chauvinisten.

Abgesehen von den Protektionskindern unter den Gelehrten und Künstlern, den Sportgrößen, gewissen Fachleuten und den wenigen deutschen Parteifunktionären sind die vor zwanzig Jahren noch wohlhabend, auf ihr Eigenleben und ihre reiche Kultur mit Recht stolzen Stämme der Schwaben und Sachsen heute unsäglich verarmt, proletarisiert, durch das starke Hereinströmen der Rumänen in ihre Heimatsorte zersiedelt. Sie leben in unglaublicher Wohnenge, unfrei und voll ewiger Angst wie jedermann in Rumänien.

Krieg, Flucht von Angehörigen, Verschleppung rissen fast alle Familien auseinander. Deshalb ist die Frage der Familienzusammenführung, die in Westdeutschland oder Österreich geschehen soll, wie es von den meisten gewünscht wird, die große Sehnsucht, die sie beherrscht. Die Landsmannschaften beider Stämme in Deutschland bemühen sich seit langem nicht

ohne Erfolg, diese Vereinigung zu fördern. Aber immer noch wird die Auswanderung aus Rumänien übermäßig behindert. Eine Lösung der Frage muß gefunden werden. Das ist der deutschen Regierung klar und selbst der rumänischen, wie man zögernd zu hoffen wagt.

Daß in Rumänien heute noch verbliebene Deutschtum beläuft sich auf etwa 380 000 Menschen, davon 170 000 Sachsen. Ob sie ihr Volkstum in der Heimat erhalten können, kann niemand mit Sicherheit voraussehen. Zweifellos sind sich alle ihres Deutschtums noch durchaus bewußt, auch wenn es nach 1945 infolge des Fehlens der reiferen männlichen Jugend, die als einstige Soldaten in Westdeutschland blieb, zu vielen Mischehen der Mädchen mit Rumänen und Ungarn kam, was früher kaum je geschehen ist. Reisen der im Westen lebenden Angehörigen nach Rumänien sind möglich, und sie bestätigen immer nur das hier gegebene Bild.

Vor einigen Monaten erschien in einer westdeutschen Zeitschrift ein Aufsatz über das Deutschtum in Rumänien aus der Feder eines nicht-deutschen Flüchtlings. Er schreibt:

„Das Deutschtum jenes Raumes hatte sich durch Selbstbewußtsein und Volkstreue ausgezeichnet, die keinen Verrat duldeten und verzieh. Wirkt diese Kraft noch? Gibt es heute Möglichkeiten, sie zu pflegen, sie den Kindern einzupflanzen und damit Geist, Zucht und Ordnung der Gemeinschaft zu vererben?

Die Antwort lautet klipp und klar: solche Möglichkeiten gibt es außerhalb der Familien nicht, in den Familien immer weniger. Es fehlt ja das Recht zur Selbstvertretung auf jeglichem Gebiet; es fehlt politisch, kulturell, gesellschaftlich und wirtschaftlich. Die katholische Kirche, einst für die Banater Schwaben das seelische Heim, ist durch Verfolgungen schwer getroffen, die lutherische der Siebenbürger Sachsen streng auf ihr geistliches Amt beschränkt, doch wird ihr Einfluß auf die Jugend von der kommunistischen Partei erfolgreich unterbunden. Es fehlen eigene deutsche Schulen. Was jetzt in Rumänien ‚deutsche Schule‘ heißt, sind in etlichen Fächern deutschsprachige, ideologisch-marxistische Parallelzweige rumänischer Staatslehranstalten, wobei selbst diese Reste eines einst vielgestaltigen deutschen Schulwesens dahinschwinden. Das Wirtschaften freier Bauern und Gewerbetreibender, Kaufleute und Fabrikanten, das freie Forschen, Lehren, Schaffen von Wissenschaftlern und Künstlern wurde beseitigt. Früher hatten die Deutschen in einem Rahmen gearbeitet, den sie selbst, auch sprachlich, bestimmen konnten, jetzt stehen sie, alle zu Lohnempfängern verwandelt, in Fabriken, Schreibstuben und auf dem Acker vermischt mit Nichtdeutschen, die an Zahl ununterbrochen zunehmen und meist die Mehrheit bilden. Es häufen sich Beispiele in Stadt und Land, daß junge Deutsche miteinander rumänisch sprechen.

Diese Verhältnisse lähmen begreiflicherweise die Kräfte des deutschen Zusammenhaltes, der weder organisatorisch noch belehrend noch zielweisend in Erscheinung treten darf. Ein gewisser moralischer Zerfall

ergibt sich daraus. Er verbreitet sich weiter. Man muß schweigsam sein, häufig auch in der Familie, denn Wände und Kinder haben Ohren. Schweigen ist nicht immer Gold. Schweigen aus Angst frißt sich ins Gemüt ein, schafft Mißtrauen, Verdächtigung, Lügen, Knechtssinn. In Siebenbürgen und im Banat kamen einige Deutsche hoch, die vom volksverbundenen traditionsreichen Gemeinschaftsgeist nie erfaßt worden waren, Außenseiter, die in den staatlichen und Parteiorganisationen, welche stets zugleich national-rumänische Organisationen sind, mitsprechen und als Funktionäre mitregieren dürfen, weil sie in erster Linie hervorragende Kommunisten zu sein vorgeben. Unter dem Druck dieser Aufpasser, durch Entrechtung und Enteignung, durch Zersiedlung und die schon erwähnte Proletarisierung, durch Grauen vor Terror, Kerker und Verschickung, vor Schlägen also, die aus irgendeinem Grund jählings jeden treffen und vernichten können und zahllose ehrenhafte Menschen vernichtet haben, verändern sich Geist und Seele, Empfindungsart, Wesen und Bindevermögen der äußerlich nicht zusammengefaßten Gemeinschaft und stumpfen ab. Begriffe wie Ehre, Rechtschaffenheit, Wahrheitsliebe verlieren ihre Bedeutung in den Gewissen vielleicht nicht, aber man kann sich nicht streng an sie halten, wenn jedes Tun und jedes laute Wort bedingungslos einer Norm entsprechen müssen.

Wo keine Wissenschaft, keine Kunst, kein Glaube aus eigener Wurzel hervorsprossen und sich gestalten darf, herrschen ‚Institutionen‘ und ‚Kollektive‘. Die Folge davon ist eine von Phrasen überdeckte moralische Laskheit, die auch die von Natur arbeitsfreudigen Deutschen ergreift, welche immer noch als gute Arbeiter gelten und viele vorbildliche Traktoristen, Brigadeführer und sonstige Fachkräfte stellen, denen es äußerlich nicht schlecht geht. Die Seelenlast der Unfreiheit aber kann durch Berufseifer und materielle Erleichterungen nicht aufgewogen werden; sie wird dadurch eher drückender.

Das Vertrauen der Volksgenossen zueinander schwindet in solcher Atmosphäre spürbar. Jeder hat Mißgunst und Übelwollen zu gegenwärtigen, manchmal Verrat durch Denunziation. Und was kann alles als staatsfeindlich denunziert werden! Eine unbedachte Äußerung oder eine tückisch unterschobene sind der häufigste Dolchstoß der volksabtrünnigen Spitzel, die es selbst unter Geistlichen gibt, und der Zwischenträger, die man früher unter diesen Deutschen nicht entdecken konnte. Die von den Kommunisten vermutlich kalt errechneten Auswirkungen sind weniger das Schwinden der Anteilnahme am Los des Nachbarn, sondern des Mutes, für Verfolgte einzutreten, sind Verleumdung und Verdächtigung.

Wer gleich mir — der nicht dem Deutschtum Rumäniens entstammt — Gelegenheit hatte, vor und nach 1944 bis 1963 die Entwicklung unter Banater Schwaben, Bukarester Deutschen und Siebenbürger Sachsen mitten zwischen ihnen, der Reihe nach in verschiedenen Städten und Dörfern, auch in Gefängnissen lebend, zu beobachten, konnte wie ein Chronist

von Tag zu Tag vermerken, wie ein bewundernswerter Gemeinschaftskörper äußerlich um jede ernsthafte Bedeutung gebracht wurde, wie man ihm Adern verödete, Muskeln heraustrennte, Sehnen zerschnitt, Knochen zerbrach, Gliedmaßen zerstreute. Mit Trauer gewahrte ich, daß die Jahre lang eindrucksvoll ertragene Pein schließlich Sinn und Seele erkrankten ließ, nicht bei allen, keineswegs, doch bei vielen.

Um deutsch zu atmen, um natürlich deutsch zu sein, muß man – und das gilt für jedes Volk – mit seinesgleichen ungestört beisammen sein, frei reden, planen und werken dürfen. Nur das erhält ein höherstehendes Volkstum und ermöglicht Volkskultur. Die Rumänen, die Jahrhunderte lang keine politischen Rechte in Ungarn unter einer fremden Feudalschicht hatten, blieben damals selbst als Leibuntertänige Rumänen, weil ihre Grundherren von ihnen lediglich Arbeit und Abgaben forderten, doch Volkstum, Volkskultur, Kirche und Sprache nicht antasteten; sie befahlen ihnen nicht, was sie zu denken, zu glauben und zu fühlen hatten, sie ließen sie in ihren kärglichen Hütten unter sich.

Ein Volk stirbt nicht wie ein Mensch in einer Sekunde, es siecht hin, es versickert, seine Männer beugen sich den Herrschenden und suchen hierauf in deren Schicht Einlaß zu gewinnen; das gelingt nur, wenn sie sich ihnen anpassen, in unserem Fall: wenn sie – das ist eine Vorbedingung – ihr Volkstum abstreifen. Die Frauen dienen den Mächtigen anders, sie gebären ihnen Kinder, ob als Ehefrau oder nicht, ist nicht entscheidend; in Rumänien werden deutsche Mädchen, denn man achtet sie, von Rumänen und Madjaren gern geheiratet; entscheidend ist, daß sie und ihre Kinder bis auf verschwindende Ausnahmen bald aufhören Deutsche zu sein. Man wird in zwei Jahrzehnten weit weniger Deutsche finden als heute.“

Ich will zu dieser Äußerung eines guten Freundes der Deutschen in Rumänien selbst nicht Stellung nehmen. Es könnte nur ein Ja oder Nein zur Möglichkeit des Fortbestandes der Volksgruppe sein, wobei man in die Gefahr gerät, eine wunderbare überraschende Wende, die die Geschichte vielleicht bringt, nicht einzurechnen oder in der Hoffnung auf sie Hunderttausende von Menschen aufzuopfern.

Eines ist gewiß: die im Dienst Europas vollzogene geschichtliche Leistung der Sachsen und Schwaben gehört der Vergangenheit an, ebenso ihr reichgestaltetes Stammesleben samt ihrer Kultur, dazu ihr ausgleichender und duldsamer Geist, denn heute hat nur die marxistische Ideologie dortzulande ein Recht.

Eine großartige deutsche Selbstgestaltung tritt in die Geschichte zurück. Es leben noch viele, die daran teilhatten, auch ich. Und wir wissen, nichts davon kehrt wieder. Wir wissen auch, daß kaum etwas furchtbarer anmutet, als aus solchem Rang zu stürzen, es sei denn das noch Furchtbarere, fortzuleben als Sklave auf demselben Boden, dessen Sämann und Herr man war.

Völker ohne Leistung können aufsteigen, Völker, die Bedeutendes vollbracht haben und denen man alles aus der Hand schlug, weil sie zuletzt an Zahl zu gering wurden, vermögen sie als geschichtslose Ameisen weiterzuleben? Bleibt ihnen sonst etwas übrig als aufzugehen in ein anderes Volk? Und ist es da nicht würdiger heimzuwandern an den Herd, wo ihre Volksbrüder dicht und stark sitzen?

Was jene Deutschen Rumänen waren, das werden nur ihre in Westeuropa lebenden Angehörigen, solange sie treu sind, lebendig erhalten, wenigstens in der Erzählung und im Gedenken. Vielleicht helfen ihnen auch andere Deutsche dabei. Hervorglühend aus dem Verdunkeln der Vergangenheit bleibt, solange ein großes Volk wie das deutsche seinen einst ausgesandten Söhnen noch einen Blick zuwendet, deren Ruhm, der zugleich eine Mahnung an das Abendland ist: zu lernen für den Kampf gegen den Osten aus der Ehrfurcht abfordernden Tragödie dieser versinkenden deutschen Stämme!